

„WIR ALLE SIND LUTHERS OPFER“

SPIEGEL-Gespräch mit Jean-Paul Sartre

SPIEGEL: Herr Sartre, Ihr neues Theaterstück „Les Séquestrés d'Altona“ (siehe Seite 67) spielt in Deutschland, aber das Thema dieses Stücks oder zumindest eines der Themen dieses Stücks ist das Problem Algerien.

SARTRE: In Wirklichkeit handelt es sich genau genommen weder um die nazistische Schuld oder die deutsche Schuld noch um die im Algerienkrieg begangenen Fehler, obschon diese zwei Themen in dem Stück angesprochen werden. Sondern es handelt sich vor allem darum, zu zeigen, wie der Mensch von heute lebt, wie er mit der Situation, in die er gestellt ist, fertig wird. In der Zeit, die wir erlebt haben, in unserem Jahrhundert der Gewalt, des Blutes, ist der erwachsene Mensch von heute — selbst wenn er erst dreißig oder fünf- unddreißig Jahre alt ist — zwangsläufig Zeuge oder Mithandelnder geworden und hat eine Verantwortung übernehmen müssen: Ob es sich nun um jene handelt, die in Frankreich gegen gewisse Exzesse im Verlauf des Algerienkriegs nicht haben protestieren können oder sogar mehr oder minder mit hineingezogen worden sind, oder ob es sich nun um diejenigen handelt, die im Krieg von 1939 Ausschreitungen geduldet haben oder aktiv an ihnen beteiligt waren, oder ob es sich etwa um Menschen handelt, die weder Deutsche noch Franzosen sind. Man kann jedenfalls in fast allen Ländern den Vorgang einer passiven oder aktiven Mithäterschaft konstatieren, der mit solchen Exzessen vergleichbar ist. Tatsache ist, daß wir in einem Jahrhundert der Gewalt und des Blutes leben, und auf eine gewisse Art haben wir diese Gewalt und diese Ungerechtigkeit in uns selbst. Daher ist das Problem, um das es geht, darzustellen, was wir heute sind.

SPIEGEL: Das Problem ist universell, der Dekor ist deutsch. Wenn wir Sie recht verstehen, ist Deutschland eine Art mythologischer Hintergrund, um das Problem der Schuld, der Mithäterschaft im allgemeinen darzustellen.

SARTRE: Aus zwei Gründen habe ich das deutsche Thema genommen. Der erste praktische Grund war, Distanz zu dem Problem zu gewinnen. Es ist offenkundig, daß, wenn ich als Thema, etwa politische Fakten der jüngeren französischen Geschichte genommen hätte, daß

ich dann die Leidenschaften beim Theaterpublikum aufgewühlt hätte. Die Szene wäre dann nicht mehr Szene gewesen, sondern sie wäre zur politischen Tribüne geworden, und damit hätte das Theater seine wirkliche Mission überschritten, die ja darin besteht, zu zeigen und darzustellen, vielleicht auch teilnehmen zu lassen, aber sicherlich nicht darin, eine politische Tribüne zu schaffen. Man muß also notwendigerweise eine Transposition vornehmen. Warum die theatralische Form wählen, wenn man direkt die politischen Leidenschaften aufwühlen will, was die Möglichkeit nachzudenken ausschließt.

SPIEGEL: Erwarteten Sie eine Intervention von Trissotin?*

SARTRE: Von...

SPIEGEL: Trissotin.

chen. Doch wir sind ja nicht die einzigen; man hätte zum Beispiel auch Zypern nehmen können, wo eine ganze Reihe von Dingen geschehen sind, die nicht gerade wünschenswert waren; man hätte andere ähnliche Fakten nehmen können, die im Westen wie im Osten, die überall zu verzeichnen waren.

SPIEGEL: Sie verstehen unter Ihrem allgemeinen Thema die Praktiken bei der Behandlung von Gefangenen, die Folterungen, die Tortur?

SARTRE: Der Held des Stücks ist letzten Endes der Folterung schuldig. Mir kam es darauf an zu zeigen, daß wir die Praxis der Tortur in den letzten dreißig Jahren allgemein verbreitet finden — eine Tatsache, die mir von entscheidender Bedeutsamkeit zu sein scheint —, während die Tortur im 19. Jahrhundert trotz allem geächtet war.



Sartre (M.) beim SPIEGEL-Gespräch in seiner Pariser Wohnung*

SARTRE: Ah, Trissotin. Das weiß ich nicht. Aber in jedem Falle eine Intervention auch des Publikums, von Leuten, die sich noch nicht haben beruhigen können. Das ist das alte klassische Problem des Abstandnehmens, der Distanzierung. Das heißt, wenn Sie so wollen: Nehme ich ein französisches Faktum, dann schwindet im gleichen Augenblick der universelle Aspekt. Es wird daraus: Franzosen, die sich untereinander streiten.

SPIEGEL: Es ging Ihnen also um ein allgemeines Thema, und es blieb Ihnen die Wahl des Dekors.

SARTRE: Ich habe die Wahl des Dekors, und, wohlverstanden, es gibt auch eine besondere Absicht: Das allgemeine Thema wird zum besonderen Fall. Es ging in der Tat darum, zu uns Franzosen über uns Franzosen zu spre-

SPIEGEL: Sie sagten, es seien zwei Gründe gewesen, die Sie veranlaßt haben, Deutschland als Thema zu nehmen.

* * * Während einer Südamerikareise hatte der zum Minister avancierte französische Schriftsteller André Malraux behauptet, Sartre habe während des Krieges indirekt mit den Deutschen kollaboriert: „Ich stand vor der Gestapo, nicht Sartre! Zu dieser Zeit ließ er in Paris seine von der deutschen Zensur genehmigten Stücke spielen!“ Sartre antwortete in einer Presse-Erklärung: „Eine Privatperson hat sich gegen die Verleumdungen eines Ministers nicht zu verteidigen. Kein Streit zwischen Vadius und Trissotin!“ — Vadius und Trissotin sind Figuren der Komödie „Die gelehrten Frauen“, in denen Molière zwei seiner Zeitgenossen karikierend porträtiert. Vadius ist ein kenntnisreicher Poet, den die „Gelehrten Frauen“ aus „Liebe zum Frieden“ umarmen; Trissotin — mit dem Sartre auf Malraux anspielt — ist ein anderer Poet; der seine unbedeutenden Verse vor einem Kreis enthusiastisch-heuchlerischer Bewunderer vorträgt.

* Mit SPIEGEL-Redakteuren Walter Busse (l.) und Dr. Günther Steffen.

SARTRE: Der zweite Grund ist: Wenn man im Theater die Zuschauer fesseln will, dann muß man extreme Situationen nehmen. Nun, es scheint mir, daß nach der nationalsozialistischen Regierung und nach dem Krieg von 1940/45 die Situation eines Deutschen von vierzig Jahren, der diesen Krieg mitgemacht hat und der sich infolgedessen innerlich befragen kann über die Gesamtheit der Motive, die ihn dazu geführt haben, sich im Kriege so zu verhalten, wie er sich verhalten hat, wie auch über seine Mitschuld — daß die Situation dieses Deutschen viel radikaler ist als die der anderen. Bei Zypern zum Beispiel oder sogar in gewisser Weise auch bei Algerien ist die Situation weniger radikal; man kann dem Problem ausweichen.

SPIEGEL: Und es gibt de Gaulle.

SARTRE: Ja, gewiß, es gibt de Gaulle. Aber das ist nicht so sehr das Problem, darum geht es nicht so sehr. Jedenfalls, man kann vor der Verantwortung fliehen, und viele Leute fliehen. Mir scheint, das Problem, das darin besteht, über die jüngste historische Vergangenheit zu urteilen und dafür die Verantwortung zu übernehmen, ist für die Deutschen viel schärfer umrissen, viel klarer. Wir Franzosen werden uns wahrscheinlich in einigen Jahren mit der gleichen Frage zu beschäftigen haben.

SPIEGEL: Herr Sartre, es ist das Recht des Dramatikers, eine allgemeine Situation, eine ordinäre Situation, an einem extraordinären Fall darzustellen. Nun wirkt Franz Gerlach wie ein demi-fou, wie ein ...

SARTRE: Hm.

SPIEGEL: ... wie ein Halbverrückter. Ist das wirklich ein Symbol, eine Figuration, eine Personifizierung für die Situation eines Menschen von heute, der sich für seine Zeit verantwortlich fühlt?

SARTRE: Es handelt sich um eine Situation, die ich eine Grenzsituation nennen möchte, aber nicht eine außergewöhnliche Situation. Ich möchte das für viele junge Soldaten in Anspruch nehmen, die an einem Kriege oder an militärischen Aktionen teilgenommen haben, die sie zwar innerlich mißbilligten, bei denen sie aber mitschuldig an einer gewissen Anzahl von Exzessen gewesen sind. Diese jungen Soldaten haben sich nach ihrer Rückkehr in eine Art Schweigen eingeschlossen; sie haben sich aus den politischen Milieus, in denen sie bis dahin zu Hause waren, zurückgezogen, sich in ihr Familienleben verkrochen und in ihren Beruf. Hier ist so etwas wie der Beginn zu einem freiwilligen Sich-Abschließen und so etwas wie eine Flucht. Zu gleicher Zeit bedeutet diese Flucht natürlich ein Urteil, das man sich nicht bewußtmachen und auch nicht aussprechen will. Diese Situation existiert also. Sie existiert in der Form, daß sehr oft Gemeinschaften junger Leute, die dieselben Dinge erlebt haben, versuchen, diese jungen Leute wieder zurückzugewinnen und sie wieder in das Leben einzuordnen, indem sie ihnen zum Beispiel sagen: „Das war sehr gut, was du getan hast, so mußst du weitermachen“, oder: „Ja, in der Tat, alles, was gewesen ist, ist schlecht gewesen, aber deine Mittäterschaft ist nur zufällig; es war wahrscheinlich unmöglich oder jedenfalls äußerst schwierig, nicht daran teilzunehmen, und deshalb kannst du nun auch wieder ohne weiteres politisch aktiv werden.“

JEAN-PAUL SARTRE

Der fast 55jährige ehemalige Gymnasial-Professor, Gewissensführer des gegenwärtigen Frankreich, hat nach dem Ende des Krieges der Existential-Philosophie eine so weltweite Resonanz verschafft, daß er sich endlich von den Nachlokal-Existentialisten und seiner ungebärdigen, bärtigen und fransenhaarigen Gemeinde öffentlich distanzieren mußte: „Es ist so weit gekommen, daß man unter Existentialismus ‚sich ausleben‘ versteht.“

Was Sartre unter Existentialismus versteht — eine totale Verantwortlichkeit des Menschen, ohne Gott, ohne Gnade (und also auch ohne Reue) —, dürfte aus seinen Romanen und Theaterstücken eher als aus seinen philosophischen Werken bekannt geworden sein; in seinem allerjüngsten, dieser Tage ausgelieferten Buch, „Kritik der dialektischen Vernunft“, definiert Sartre seinen Existentialismus als „eine Enklave“ im Marxismus, dessen Methode er „als die unüberschreitbare Philosophie unserer Zeit“ anerkennt.

IM KALTEN GLAUBENSKRIEG zwischen Ost und West hat sich der Dramatiker Sartre, rigoroser Verfechter einer „littérature engagée“, in beiden Lagern diskreditiert und, jeweils umgekehrt, zum Kronzeugen gemacht: durch „Die ehrbare Dirne“, ein Schauspiel zum Rassenproblem, und durch „Die schmutzigen Hände“: Ein Mord, im Auftrage der Partei an einem „Abweichler“ begangen, ist inzwischen zum Verbrechen an der Partei geworden — durch einen ideologischen Schlenker des Zentral-

komitees, das den „Abweichler“ von einst rehabilitierte, die Mächtigen von damals verdammt.

Im besetzten Paris von 1942 war es Sartre gelungen, mit seinem symbolträchtigen Orest-Stück „Die Fliegen“ die deutschen Zensurbehörden zu düpiieren, dreizehn Jahre später düpierte er die Pariser durch die Farce „Nekrassow“, mit der er die Kommunistenangst, den — wie er es nannte — „Rotkoller“ des Westens karikierte: „Die Hölle — das sind die anderen“ ist Leitmotiv und Essenz des vielleicht raffiniertesten Sartre-Schauspiels „Geschlossene Gesellschaft“, an dem demonstriert wird, wie wenig Reue noch nützen kann — die Beteiligten sind sämtlich tot. Die „Geschlossene Gesellschaft“, ein böseartig-aussichtsloses Personen-Dreieck, findet in der Hölle statt.

FÜNFZEHN BÜHNEN im deutschsprachigen Raum haben in diesem Jahr Sartres neues Theaterstück „Die Eingeschlossenen“ auf ihr Programm gesetzt. Die Hauptfigur, Sohn eines reichen Hamburger Schiffbauers, hat sich im Kriege an Greueln beteiligt und begeht fünfzehn Jahre nach Kriegsende Selbstmord. Einige Kritiker haben herausgelesen, daß Sartre, der den Begriff der Reue als moralische Kategorie ablehnt, hier zum ersten Male mit selbstverordneter Sühne operiere. Die Folgerung ist voreilig. — Sartres Leutnant Gerlach bringt sich nicht wegen der Taten um, die er begangen hat, sondern weil er bemerken muß, daß ihm nichts — nicht das geringste — zu tun noch übrigbleibt.

SPIEGEL: Die Hauptperson Ihres Stücks, Franz Gerlach, der als deutscher Leutnant in Smolensk Gefangene folterte, verlangt nach einem Richter, wenn auch nicht nach einem üblichen. Die allgemeine Situation ist doch aber, daß der Schlächter von Smolensk seinen Richter nicht sucht, sondern versucht, ihm zu entfliehen.

SARTRE: Ja, aber sein Unglück, seine Verurteilung in gewisser Weise ist gerade die Flucht. Der Sinn des Stücks ist, daß der Vater, der seinen Sohn liebt, den Tod seines Sohns dieser Flucht vorzieht. Es ist die Flucht, die schließlich die schlimmste der Verurteilungen wird, nicht wahr? Fliehen, ewig, ewig fliehen, sich belügen, fliehen. Diese Flucht ist zugleich degradierend, und aus diesem Grunde will sie der Vater verwandeln in den Selbstmord.

SPIEGEL: Ja, aber der Vater hat die Situation nach dem Kriege, hat den Wohlstand, hat die ausbleibende Vergeltung akzeptiert.

SARTRE: Der Vater hat sie akzeptiert. Der Vater ist kein Mann mit Skrupeln und auch nicht absonderlich moralisch.

SPIEGEL: Er repräsentiert das landläufige Verhalten.

SARTRE: Ja, er vertritt die bürgerliche Moral. Aber er hat sich häufig kompromittiert. Auch er könnte sich das Problem seiner Mittäterschaft stellen. Es ist zum Beispiel augenscheinlich, daß er — als Industriekapitän — gezwungen gewesen ist, sein Industrie-Unternehmen in ein Kriegs-Unternehmen zu verwandeln. Er ist also auch verantwortlich. Aber er ist nicht wahrhaftig; er ist banal und sogar unaufrecht in dem Sinne, daß er sich hartnäckig weigert, das Problem für sich zu stellen. Was den Vater allein beunruhigt, ist das moralische Gewissen seines Sohns. Dieses moralische Gewissen stellt das Problem für ihn, den Vater. Mit anderen Worten: Der Vater hätte sich den Luxus der Unruhe des Gewissens nicht geleistet, wenn sein Sohn entweder gefallen wäre oder selbst ein ruhiges Gewissen besessen hätte. Vom Sohn her kommt die moralische Unruhe in das Haus und erreicht schließlich den Vater.

SPIEGEL: Sie sagen, daß der Sohn ein Grenzfall ist; aber zugleich stellt er offenbar eine gewisse Kategorie Deutscher dar, die Sie haben zeichnen wollen?

SARTRE: Um es Ihnen genau zu sagen: Ich habe praktisch keine Katego-

gorie von Deutschen zeichnen wollen. Die Deutschen — wissen Sie, das sage ich jetzt nicht nur, weil ich von einer deutschen Wochenzeitung gefragt werde — sind für mich in dieser Sache Objekt des Interesses, nur in bezug auf ein Problem gewesen, das sich auch bei uns wieder von neuem stellt, und zwar, wie ich Ihnen gesagt habe, als eine Grenzsituation dieses Problems. Es sind also dann schon eher die Deutschen von 1945, die mich in diesem Stück interessieren, und nicht die Deutschen von 1960.

SPIEGEL: Eine halbe Generation später ...

SARTRE: Damit habe ich in der Tat sagen wollen, daß es Generationsprobleme gibt. Unter den Leuten, die mein Stück am wenigsten verstehen, sehe ich zum Beispiel die ganz Jungen unter uns. Da gibt es keine Option des Publikums; sie sind weder für Franz — etwa bis zum letzten, wenn sie einmal gewisse Dinge akzeptiert haben — noch gegen ihn. Oder sie sind gegen ihn, aber ohne jede Leidenschaft. Für sie, die Leute von achtzehn Jahren, stellt er ein beliebiges Problem dar. Sie können sich noch nicht als verantwortlich für irgend etwas betrachten — sie haben noch nicht ihren Militärdienst gemacht, sie sind noch nicht in Berührung gekommen mit der algerischen Wirklichkeit.

SPIEGEL: Die „Séquestrés d'Altona“ haben keine Handlung aus der Wirklichkeit ...

SARTRE: ... weil das Stück nicht wirklich, nicht realistisch gemeint ist. Wenn ich mir dieses Stück realistisch vorgestellt hätte — man hat mir zum Beispiel zu bedenken gegeben, daß ich Altona in eine andere Himmelsrichtung verlegt habe.

SPIEGEL: In Ihrem Stück verbindet die Elbchausee Altona und Hamburg und führt über die Teufelsbrücke, während die Elbchausee tatsächlich von Hamburg und Hamburg-Altona fort in Richtung Blankenese führt, vorbei an einem Anlegesteg namens Teufelsbrück. Aber das ist alles ohne Belang.

SARTRE: Ich meine, wenn ich wirklich die Absicht gehabt hätte, ein realistisches Stück zu schreiben, so wäre dieser Fehler sehr schlimm, jedoch nicht in dem Typ von Theaterstück, das ich schrieb — ich nehme an, daß der Übersetzer die Orientierung wiederherstellt. Es geht mir mehr um die deutschen Probleme als um die Deutschen. Ich erinnere mich zum Beispiel, daß ich, als ich in Berlin war, das war im Jahre 47 oder 48 ...

SPIEGEL: Es war 1948.

SARTRE: Ich erinnere mich, 1948 mit Deutschen gesprochen zu haben, die mich aus einem bestimmten Grunde sehr interessiert haben. Es gab dort damals Diskussionen, die mir stets lebhaft in Erinnerung geblieben sind — ich fand mich anlässlich der Aufführung meines Stücks „Die Fliegen“ zwei Kategorien von Deutschen gegenüber. Die einen warfen mir ernsthaft vor, daß ich erklärt habe, die Reue sei keine ethische Funktion — daß natürlich das Urteil in bezug auf das Vergangene unvermeidbar ist, die Änderung in bezug auf das Vergangene ebenso unvermeidbar, daß aber Reue im eigentlichen Sinne keine ethische Kategorie ist. Man warf mir das vor,

denn diese Deutschen wünschten, daß die Reue gewissermaßen in das deutsche Alltagsleben eintrete. Andere dagegen, die mich viel mehr interessierten, waren innerlich sehr zerrissene, problematische Naturen. Es waren nicht die Leute in der Art von Franz, jedenfalls will es mir so scheinen, und sie sagten: „Wir waren gegen die Nazis, wir haben den Krieg mitgemacht, weil es notwendig war, daß unser Land ihn gewinnt, und wir weigern uns, Reue zu empfinden.“ Diese Leute interessierten mich am meisten, weil gerade sie sich mit Problemen herumschlugen. Denn sie urteilten gleichzeitig über sich selbst und befanden sich daher in einer sehr komplexen Situation. Ich habe



Pariser Aufführung „Die Eingeschlossenen“*

diese Haltung im Grunde äußerst sympathisch gefunden, diese Haltung von innerlich zerrissenen Leuten — sie sagten sich: „Was denn? Ich bin als Soldat in den Krieg gezogen, was kann man mir schon vorwerfen!“

SPIEGEL: Franz zum Beispiel ...

SARTRE: Gerade das gibt es auch bei Franz.

SPIEGEL: Am Anfang ist er Puritaner, von einem bestimmten Augenblick an gleitet er ab.

SARTRE: Ah, voilà! Zunächst, meine ich, gleitet er schon von Anfang an ab. In seiner ersten Unterhaltung mit seinem Vater — im ersten Akt, wo eine Unterhaltung stattfindet, als er ganz jung ist und das Gefangenenslager, das Konzentrationslager entdeckt hat. Er ist abgeglitten von dem Augenblick an, wo er auch Abscheu vor den KZ-Häftlingen hatte, in dem Augenblick, wo er im Namen der menschlichen Würde nicht nur das Konzentrationslager-System verurteilt hat — was er sehr korrekt tat, vom ethischen Standpunkt

aus —, sondern wo er zugleich die Gefangenen gewissermaßen affektiv, gefühlsmäßig verurteilt hat, indem er sagte: „Das sind keine Menschen mehr.“ Von da ab ist er abgeglitten. Sein Vater hatte ihm gesagt, um sich über ihn lustig zu machen — denn er ist nicht gerade nachsichtig mit den Menschen, der Vater —, er hatte ihm gesagt: „Du liebst nicht die Menschen, du liebst nur die Prinzipien, den Puritanismus.“

SPIEGEL: Im Verlaufe des Stücks erklärt Franz, daß er stellvertretend für seine Generation die Schuld auf sich nehmen wolle, für alle Deutschen, für sein gesamtes Jahrhundert. Seine moralische Entwicklung verläuft also gewissermaßen im Gegensatz zu der seines Vaters. Sein Vater, das Bild Gottvaters, wenn man so will ...

SARTRE: Das lehne ich ab, diese Idee, dieses Bild des Gottvaters. Das ist von katholischen Kritikern wiederholt geschrieben worden, aber ich sehe absolut nicht, was Gott hier zu suchen hat. Tatsächlich ist sein Vater einfach das Abbild einer gewissen Art von Industriekapitän, dessen Typ übrigens schon abgenutzt, überholt ist in dem Augenblick, wo die Geschichte beginnt.

SPIEGEL: Insofern, als die Betriebsräte mit im Aufsichtsrat sitzen.

SARTRE: Dieser Typ ist überholt. Aber die Entwicklung von Franz vollzieht sich folgendermaßen: Sein Stolz, der ihm von seinem Vater vererbt wurde, sein Wunsch, durch sein ethisches Verhalten die höchste Position eines Industriekapitäns, die ihm sein Vater geben wird, zu verdienen, haben

ihn zu einem aristokratischen Puritanismus geführt. Das heißt: Er will im Grunde durch seine Tugenden seine Besitztümer verdienen. Unter solchen Aspekten handelt es sich nicht um eine direkte Beziehung zu den Menschen, die ihn veranlassen würde, das KZ-Lager oder die Torturen zu verurteilen. Sondern es handelt sich vielmehr um eine direkte Beziehung zur protestantischen Moral oder um einen augenblicklich praktizierten Humanismus in puritanischer Form, wenn man so will. Was ihm also immer noch fehlen wird, das ist ...

SPIEGEL: ... ein Kontakt ...

SARTRE: ... ein menschlicher Kontakt, der genügend stark für den Tag ist, an dem er selber in die Versuchung gebracht wird zu foltern; damit er das dann nicht kann, weil er einem Menschen gegenübersteht. Es steckt ein gut Teil Abstraktion im Stolz von Franz.

SPIEGEL: Ist Franz repräsentativ für eine gewisse Mentalität der Deutschen,

* Evelyne Rey als Johanna, Serge Reggiani als Franz Gerlach.

zum Beispiel für einen Hang zu abstrakter Humanität, zu abstrakter eher als zu praktischer?

SARTRE: Ich meine, Franz ist eher repräsentativ für eine gewisse protestantische Ethik. Ich will nicht sagen, daß alle Protestanten so sind; aber ich will sagen, daß es eine gewisse Tendenz zu abstrakten Ideen wie etwa „Menschenwürde“ gibt, eine Übereinstimmung mit den Prinzipien.

SPIEGEL: Sie haben an einer Stelle Ihres Stücks gesagt: „Wir alle sind Opfer von Luther.“

SARTRE: Das ist richtig.

SPIEGEL: Das ist aber eine zumindest für Protestanten überraschende Interpretation.

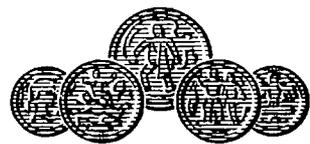
SARTRE: Ja, sehen Sie, ich bin der Ansicht, daß die nichtgläubigen französischen Protestanten — ich sage „nichtgläubig“, weil viele unserer Protestanten den religiösen Glauben verloren haben, obwohl sie die ethische Bindung aufs strengste bewahren —, viele dieser Protestanten meinen oder sind Opfer der Idee, daß die egalitäre Revolution in dem Augenblick gemacht wurde, wo Luther sagte, daß jeder Mensch der Repräsentant seiner religiösen Gemeinschaft sein könne. Diese Protestanten haben eine formelle Idee der Egalität, der Gleichheit, die sie oft in dem Augenblick unbeweglich macht, wo es sich darum handelt zu sehen, daß diese Egalität in Wirklichkeit eine reine Abstraktion ist und daß eine Egalität total bleibt. In diesem Augenblick — und ich kenne viele, die so sind — meinen sie, daß jedwede Idee den universellen Menschen repräsentiert, und sofort haben sie universelle Urteile von einer so rigorosen und abstrakten Universalität, daß ihnen oft die konkrete Realität der Situation entgeht — und daß andererseits auf diese Weise eine Art aristokratischer Gesetzgeber gemacht wird. Mit anderen Worten: Kraft des Glaubens an die egalitäre Revolution wird ein Protestant der Aristokrat des Universellen. Ich weiß nicht, ob Sie da eine Entwicklung sehen. Jedenfalls ist das die Art von Menschen, die ich habe kennzeichnen wollen.

SPIEGEL: Der französische Luther ist Rousseau?

SARTRE: Er ist Rousseau. Und auch der lutherische und calvinistische Einfluß haben sich bemerkbar gemacht, wir haben unsere französischen Protestanten. Die Tatsache jedenfalls, daß es die Revolution von 1789 gegeben hat, ist für Frankreich von größter Wichtigkeit. Die Revolution hat, wenn Sie wollen, eine Art von laizistischem Protestantismus geschaffen.

SPIEGEL: Wie die evangelischen Kirchen es sehen, hat Luther eine Art von direkter Verantwortlichkeit zwischen den Menschen und Gott hergestellt, während die katholische Kirche als delegierte Institution zwischen Gott und dem Gläubigen bleibt. Nun müßte doch diese direkte Verantwortlichkeit Folgen haben, die eigentlich mehr im Sinne Ihrer Philosophie der existentiellen Verantwortung liegen.

SARTRE: Ja, richtig. Ich denke, daß die Existenz einer katholischen Hierarchie, die man dem Individuum hat geben wollen, vor allem, wenn es einem Gewissenslenker die Beichte ablegt und



I. W. HARPER

*America's
Fine
Whiskey*



Ein Whiskey,
vor dem Kenner sich
verneigen!

HENKELL-IMPORT · HENKELL & CO · WIESBADEN-BIEBRICH

Ein Rekord an Freude!

Ihre Photos mit



Farbenfroh

Großzügig weit ist der Belichtungsspielraum dieses neuen Farbfilms. Das sichert Ihnen noch mehr vollkommen gelungene Dias. 36 auf jedem Film! Farbenfroh und schön wie die Natur – so werden alle Ihre Dias. Strahlend schön in der Projektion!

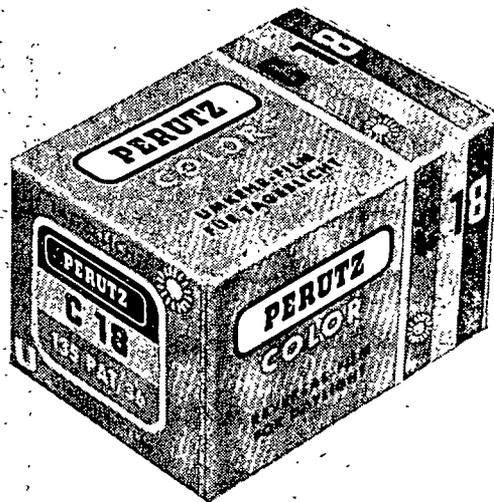
C18

Kleinbild-
Umkehrfarbfilm

36 Aufnahmen

DM 13.50

einschließlich Entwicklung



In jedem Photogeschäft

PERUTZ FILME „in der grünen Packung“

so weiter, daß dies zur Erniedrigung führt — was keine Tugend ist. Die Bescheidenheit ist eine Tugend, aber nicht die Erniedrigung, und auf diese Weise führt das zu einer gewissen Flucht vor der Verantwortung. Andererseits meine ich, daß diese totale Verantwortlichkeit gegenüber Gott, die der Mensch auf sich nimmt, doch recht bewundernswert in der protestantischen Religion ist, sofern sie wirklich praktiziert wird. Also in dieser Hinsicht, scheint mir, ist — wenn die Religionen praktiziert werden — die Überlegenheit des Protestantismus vollkommen eindeutig. Aber ein Zustand der religiösen Lauheit, oder des Unglaubens, des Stolzes in der protestantischen Erziehung enthält die Gefahr, von den wahren Problemen und von den Menschen wegzuführen. Und in diesem Augenblick kann eine katholische Erziehung ihren Wert wiederfinden: Das ist die Komplexität des Problems. Denn wenn man — als Katholik gebildet — unter dem Eindruck der enormen Lasten steht, die man auf den Schultern trägt, der Bescheidenheit eines jeden, der Schwierigkeit eines jeden, Gesetze zu erlassen, dann findet man den wirklichen Platz des Menschen. Ich glaube also, daß es einen protestantischen Hochmut gibt, der beträchtlich ist, wenn er wie im Fall meiner Helden von einem menschlichen und mondänen Hochmut begleitet wird.

SPIEGEL: Um von Franz Gerlach zu sprechen — der Held Ihres Stückes will also im Fall des entflohenen Polen nicht so sehr diesen Menschen retten als vielmehr seine eigene moralische Integrität. Er möchte das Gefühl behalten, ein moralischer Mensch zu sein — was auch eine Sache des Stolzes ist. Er hatte doch aber in diesem Augenblick auch gar nicht die Macht, den Mann zu retten.

SARTRE: Er hat nicht die Macht gehabt, ihn zu retten. Aber er ist sehr intelligent, und nicht die Tatsache, daß er den Menschen nicht retten konnte, hat ihn am meisten zerrütet, hat ihn am meisten unglücklich gemacht, sondern die Tatsache, daß er unfähig war, den Preis seiner Handlung zu bezahlen. Das heißt, er ist ein mutiger und stolzer junger Mann, er hat also den Polen nicht retten können, der Pole wird gefaßt und umgebracht. Aber auch er, Franz, hatte den Tod zu erwarten, er hatte sich einer Macht entgegengestellt, er wußte, was er tat, er riskierte sein Leben, er hätte also umgebracht werden müssen. Aber die Macht seines Vaters reichte aus, zu verhindern, daß er von der SS umgebracht wurde.

SPIEGEL: Franz konnte selbst nichts mehr tun. Es wurde etwas mit ihm gemacht.

SARTRE: Ja, hier liegt seine wirkliche Ohnmacht. Es ist ganz so, wie wenn ein Sohn aus einer guten Familie eine Liebschaft hat und dann in Schwierigkeiten gerät, und der Vater mit Geld kommt und die Sache regelt. Was Franz getan hat, hat nicht mehr Bedeutung, als ob er ein kleines, skandalöses Abenteuer hatte, das man vertuscht hat. Er war sozusagen ein Nichts, und das ist es, was ihm das wahre Gefühl seiner Ohnmacht gibt.

SPIEGEL: Johanna, die Frau seines Bruders Werner, ist bereit, dem eingeschlossenen Franz gewisse Taten zu verzeihen — andere jedoch nicht.



André Malraux

SARTRE: Johanna kann ihm die Foltererei nicht verzeihen; aber sie kann oder sie will ihm nicht verzeihen, weil er nicht will, daß sie ihm verzeiht. Normalerweise müßte eine Frau, die einen Mann zu lieben beginnt — der einen sehr schweren, sogar schrecklichen Fehler begangen hat —, zumindest Fragen stellen, um zu sehen, ob er eine Entschuldigung hat, und ihn ein wenig zu verstehen versuchen. Sie wagt es nicht; aber sie wagt es nicht, weil er nicht will, daß sie es tut. Das heißt, sie müßte ihm in diesem Augenblick Glauben geben, in ihm Vertrauen erwecken. Sie versucht es einen Augenblick lang zu sagen: „Kämpfen wir zusammen“, „Sag' mir, das ist nicht wahr“, „Sag' mir, daß du ein Gefangener deiner eigenen Soldaten warst oder daß es andere waren, die...“

SPIEGEL: Beide sind „eingeschlossen“.

SARTRE: Beide sind „eingeschlossen“.



Karl Jaspers

SPIEGEL: Franz Gerlach polemisiert in seiner Eingeschlossenheit gegen die Idee der Kollektivschuld und sagt...

SARTRE: Derjenige, der zu Anfang gegen die kollektive Verantwortlichkeit plädiert, ist nicht Franz, sondern der Vater. Er sagt: „Man muß sieben, acht oder hundert wählen, die wirklich schuldig sind“, und Franz antwortet: „Wenn ihr die Führer umbringt, denen das Volk gehorcht hat, indem ihr erklärt: ‚Aber das Volk ist nur verführt worden‘, handelt ihr so, als ob ihr das Volk verurteilt.“ Das ist seine persönliche Meinung. Er will sagen: „Ich habe Gehorsam geleistet, daher ist meine Verantwortung direkt an die Befehle gebunden, die man mir erteilt hat, und an meine freie Entscheidung, zu gehorchen. Wenn man mir sagt, daß ich schuldig bin, verurteilt man mich. Aber wenn man mir sagt: ‚Du hast Gehorsam geleistet, also bist du in keiner Weise verantwortlich; es sind die Führer, denen du gehorcht hast, die haben wir umgebracht‘, behandelt man mich schlimmer, als wenn man mich verurteilt. Denn man betrachtet mich dann als voll unverantwortlich für das, was ich getan habe. Ich war Leutnant an der Front, ich habe gewisse Befehle gehorcht, ich habe gewisse Handlungen begangen — wenn man meine militärischen Vorgesetzten verurteilt, aber nicht mich, dann rechnet man meine eigenen Gewissensqualen für nichts, meine eigene Entscheidung, bis dahin und nicht weiter zu gehen“ — und so weiter. Und infolgedessen findet er, daß es zu leicht ist, sich von den Führern zu befreien und das Problem der Kollektivität außer Betracht zu lassen.

SPIEGEL: Die Ansprachen, die Franz an diese „Krabben“ richtet, sind das nicht eine Art von Plädoyers gegen die Idee der Kollektivschuld?

SARTRE: Ja, in dem Sinne, daß die kollektive Schuld notwendig in dem Maße existiert, in dem sie für jeden einen Typus der Indifferenz oder der freiwillig zugegebenen Halbnurwissenheit oder der Toleranz darstellt. Man sieht das alle Tage in Frankreich. Man kann es auch in anderen Ländern sehen, bei der Zeitungslektüre. Es fehlt einem ein wenig an Wissensbedürfnis, es fehlt einem ein wenig das Bedürfnis, die Wahrheit zu erfahren, und das Resultat ist, angenommen, daß man zur Kollektivschuld kommt.

SPIEGEL: Das hat zum Beispiel auch Karl Jaspers geschrieben.

SARTRE: Das hat auch Jaspers gesagt, und ich habe mich übrigens gewissermaßen von seinen Ideen bei einigen besonderen Punkten inspirieren lassen, bei Punkten, die die Kollektivschuld als solche betreffen. Nur ist es offenbar, daß Franz in seinem Stolz das Problem der Kollektivschuld nicht in Betracht ziehen kann. Es interessiert ihn nicht. Es interessiert ihn deswegen nicht, weil er ein Gerechter ist, der seine Landsleute ethisch von der Reue befreien möchte, und weil er zu stolz ist zu denken, daß er keine anderen Fehler hat als die einfachen Soldaten. Für ihn gibt es das Problem der Verantwortlichkeit seiner selbst, und aus diesem Grunde sind seine Beziehungen zum Kollektiv-Problem stets mehr oder minder falsch oder verfälscht, wenn er davon spricht.

SPIEGEL: Das ist für ihn das Problem. Für uns ist das Problem, daß Gesell-



MÄNNER
NEHMEN



PITRALON

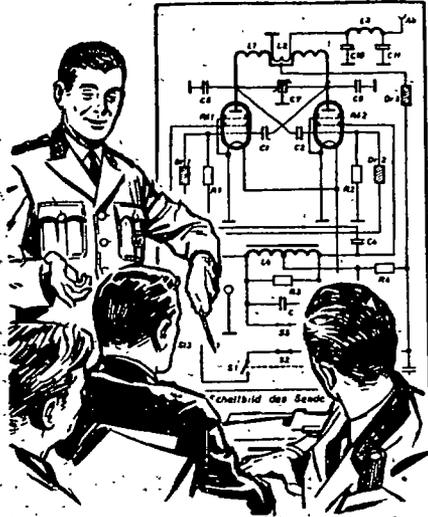
Die unvergleichliche männliche Note,
das herzhafte frische Prickeln,
die antiseptische Wirkung —
das ist PITRALON das meistgekauft
Rasierwasser Deutschlands
Echte Männer nehmen nur

PITRALON*
nach der Rasur

ab DM 1.70
Zum gleichen Preis auch
PITRALON •MILD•

* auch nach der Elektro-Rasur!

Der Bundesgrenzschutz sichert als Polizeitruppe das Bundesgebiet gegen verbotene Grenzübertritte und schützt es gegen alle sonstigen, die Sicherheit der Grenzen gefährdenden Störungen der öffentlichen Ordnung.



**Wir stellen ein
OFFIZIERANWÄRTER
für den allgemeinen
Vollzugsdienst und
technisch interessierte
OFFIZIERANWÄRTER**

Als vollmotorisierte **POLIZEITRUPPE** verfügt der Bundesgrenzschutz über neuzeitliche Bewaffnung und umfangreiche technische Ausrüstung. Er bietet Offizieren der technischen Dienstzweige viele Möglichkeiten in seinem

**FERNMELDE-, KRAFTFAHR-, WAFFEN-
und PIONIERWESEN.**

Als Offizieranwärter werden eingestellt:

**Abiturienten bis zu 25 Jahren
Absolventen einer HTL bis zu 28 Jahren;**

letztere sollen einer der folgenden Fachrichtungen angehören: Fernmelde-, Hochfrequenz-, oder allgem. Elektrotechnik; Kraftfahrzeugbau; allgem. Maschinenbau und physikalisch-technische Fachrichtung; Hoch-, Tief-, Wasserbau und Installationstechnik. Die techn. interessierten Offizieranwärter erhalten neben der allgemeinen Offizierausbildung eine Sonderausbildung für den technischen Dienst an den techn. Grenzschutzschulen.

Unverbindliche Auskunft und Bewerbungsunterlagen erhalten Sie von den

Grenzschutzkommandos in

**Hannover, Nordring 1
Lübeck, Walderseestraße 2**



Bundesgrenzschutz

**München 13, Winzerer Str. 52
Kassel, Graf-Bernadotte-Platz 3**

schaften existieren, in deren Namen Verbrechen begangen werden, die die Gesellschaft duldet, toleriert, aber nicht wahrhaben will. Der Musterfall in Ihrem Stück, den wir sehen, ist, daß die Schuldigen an diesen Verbrechen, zum Beispiel der stolze Franz Gerlach, Selbstmord verüben. Eine Gesellschaft wird aber darauf nicht warten können, daß die Schuldigen Selbstmord verüben.

SARTRE: Ja, das ist richtig, das ist durchaus richtig. Da ist in der Tat ein Widerspruch; aber was man ebenfalls sehen muß, ist nicht das Problem der kollektiven Verantwortung in seiner direkten Form, sondern das Problem eines einzelnen Menschen, der seine Verantwortung individuell erlebt, während sie tatsächlich an kollektive Strukturen gebunden ist. Sie sehen, was ich sagen will, nicht wahr. Zum Beispiel: Es kann Soldaten, französische Soldaten geben, die dazu gebracht worden sind, gewisse Ausschreitungen zu begehen, und wenn sie zurückkommen — ich habe Ihnen das bereits gesagt —, gibt es unter ihnen solche, die sich für die Angelegenheiten der Politik desinteressiert zeigen, die nicht gerade zum „Ohne mich“ gehören, aber fast. Was mich in dem Stück interessiert, ist das Problem:

was solche Soldaten empfinden, was sie denken über die Art, wie sie selbst abhängig sind. Ob sie sich dessen bewußt sind, was sie getan haben, und ob sie sich der Tatsache bewußt sind, daß dieses Bewußtsein stets ein wenig lügenhaft ist. Ich habe ja zu gleicher Zeit, wie ich das Verbrechen Franzens zeige, versucht, es als fast unabwendbar zu erklären. Es gibt einen kurzen Augenblick der Freiheit, und tatsächlich wirkte alles zusammen, um Franz zu seiner Tat zu führen. Natürlich hatte er die Freiheit, anders zu wählen, wenn auch nur in einem ganz kurzen Augenblick. Aber im Grunde ist er ein so sehr von seiner Familie Geformter, ein so sehr von diesem schrecklichen Erlebnis seiner Ohnmacht geformter Mensch, der zudem so wenig für die Liebe zu den Menschen, zum menschlich Bindenden erzogen wurde, daß er fast notwendigerweise das tun muß, was er dann auch getan hat. Nur: Er brauchte es natürlich nicht zu tun. Da erscheint natürlich das Problem der Freiheit, das wir nicht gemeinsam untersucht haben. Wenn Franz sich dem Vater gegenüber anklagt, kennt er noch nicht den Grad der Strafe für seinen Hochmut. Was ihm sein Vater erklären wird, ist, daß er im Grunde nichts anderes als das tun konnte, was er getan hat, und daß er infolgedessen selbst im Bösen ebenso ohnmächtig ist wie im Guten. Von diesem

Augenblick an kann Franz nichts anderes als den Tod wählen.

SPIEGEL: Das „Tribunal der Krabben“, von dem Sie sprechen, ist eine Allegorie. Ein Sinnbild wessen?

SARTRE: Für Franz Gerlach ist es nötig, daß sein Stolz, der tief gedemütigt ist, da ihm nichts gelang, eine Überkompensation findet, wie die Analytiker sagen. Das ist der Antrieb, sich zum Propheten seiner Nation und seines Jahrhunderts zu machen — vor den zukünftigen Jahrhunderten. Er tut es, und er tut es mehr noch in dem vollständigen, ungekürzten Text des Stückes als in der Bühnenfassung, denn dafür wäre das zu ausführlich. Ich wollte zeigen, daß Franz sich wirklich in diesem Augen-



Pariser Aufführung „Die Eingeschlossenen“

blick — und das ist das einzig wahrhaft pathologische Element seines Falles, wenn Sie so wollen —, er hält sich wirklich in seinem Stolz für einen Zeugen der Jahrhunderte. Mit anderen Worten: Er ist in gewisser Weise ein laizistischer Luther, der nicht mehr vor Gott Zeugnis ablegt, sondern vor der Unendlichkeit der Jahrhunderte Zeugnis ablegt, was seine Art ist, auch hier Gott zu begegnen. Das also ist der erste Sinn. Aber gleichzeitig handelt es sich, wohlge-merkt, um eine Flucht, denn Franz rückt das Problem an eine andere Stelle. Es handelt sich für ihn nicht darum, daß es „Krabben“ gibt, daß es Gott gibt, daß es was auch immer gibt. Es handelt sich auch nicht darum, augenblicklich für die Leiden seines Volkes zu zeugen, sondern es handelt sich vor allem darum, für das Zeugnis abzulegen, was er selbst getan hat.

SPIEGEL: Aber er tritt vor diesem imaginären Tribunal nicht als Angeklag-

* Serge Reggiani als Franz Gerlach, Fernand Ledoux als Vater.

ter auf, sondern stets und ausdrücklich als Zeuge.

SARTRE: Das ist seine Art, sich aus der Gesellschaft auszuschließen, sein Vermögen, zu sagen: „Ich bin Verteidiger dieses Deutschlands“ und so weiter, aber zugleich sondert er sich ein wenig ab. Das ist das ein wenig pathologische Element, die Flucht und der Stolz. Aber was ich in allgemeiner Beziehung in diesem Stück deutlich machen wollte: Ich habe versucht, dem Zuschauer den Eindruck zu vermitteln — ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist oder nicht —, daß es ein Urteil der Jahrhunderte über uns gibt, ebenso übrigens, wie es das Urteil eines anderen Jahrhunderts über das 19. Jahrhundert gibt oder über das 18. Jahrhundert; und ich möchte, daß sich der Zuschauer ein wenig als Objekt dieses Urteils genommen fühlt. Anders ausgedrückt: Das ganze Stück verhält sich wie zugleich gegenwärtig und in die Vergangenheit gerückt — nicht vergangen für uns, sondern vergangen in bezug auf etwas, das zusieht und dessen Urteilspruch man nicht kennt.

SPIEGEL: Die „Krabben“ bedeuten das Urteil der Geschichte?

SARTRE: Sie stellen offenbar das Urteil der Geschichte dar, das Urteil...

SPIEGEL: Das definitive Urteil?

SARTRE: Unter uns gesagt: Es gibt kein objektives oder definitives Urteil.

SPIEGEL: Es gibt keine „Krabben“.

SARTRE: Es gibt keine „Krabben“. Aber es gibt trotzdem ein Urteil; ein relatives, aber fortwährendes Urteil. Zum Beispiel: Der Hauptmann Dreyfus war unschuldig; es gibt da kein Urteil, aber es ist absolut gewiß, nach fünfzig Jahren, daß über diese Affäre das Urteil gesprochen ist.

SPIEGEL: Sie haben gesagt, daß Franz Gerlach nur in ganz kleinen Momenten Freiheit gehabt hat, daß im Grunde, was er getan hat, für ihn unabweichlich gewesen ist. Ist diese Situation nach Ihrer Ansicht signifikant für die Situation der Deutschen jener oder der Menschen dieser Jahre?

SARTRE: Ja, ja, ich meine auch...

SPIEGEL: Es gibt nur kleine Augenblicke der Alternative?

SARTRE: Hm, hm, hm — das ist, was ich denke, das ist meine Ansicht. Es gibt Psychoanalytiker, die etwas behaupten, was mir in höchstem Maße richtig zu sein scheint, nämlich: Daß die Verantwortlichkeit eines Verbrechens nicht in dem Augenblick gegeben ist, wo er tötet, sondern in dem Augenblick, wo er sich entschließt, zu dem Opfer in ein gewisses System von Beziehungen einzutreten, das ihn schließlich mehr oder minder zwangsläufig zum Töten hinführt. Diese Idee teile ich voll und ganz. Der Augenblick der Freiheit liegt in einem Moment, wo der Mörder noch eine Möglichkeit hat, die Beziehungen zu wechseln. Das von einem dieser Psychoanalytiker zitierte Beispiel ist: Ein junger Mann besitzt einen Oedipus-Komplex — kurz: Eifersuchts-, Haß- und Liebesgefühle zu seiner Mutter —, und er empfindet sehr wohl, daß ihn dies alles zu Gewalttätigkeiten gegen seine Mutter führen kann. Zugleich ist er aber zu ihr hingezogen und bleibt bei ihr. Es gibt Leute, die seine Probleme kennen und ihm Vor-

Die Großen der Gegenwart tragen Rolex-Uhren!



- Die Rolex Datejust, Luxus-Modell 6605, ist durch das patentierte Oystergehäuse absolut luft- und wasserdicht verschlossen. Sie zieht sich selbsttätig auf und zeigt durch einen Ausschnitt im Zifferblatt automatisch das Datum — vom „Zyklop-Auge“ 2 1/2mal vergrößert! Die Uhr ist mit einem amtlich geprüften Chronometerwerk ausgerüstet.

- Die Datejust erhalten Sie in feinstem Edelmetall und auch in 18 K. Gold.

- Rolex-Modelle in verschiedenen Ausführungen sind auch in Deutschland in führenden Fachgeschäften erhältlich.
- Fordern Sie unseren Spezialitätenkatalog an, damit Sie Ihr Modell in Ruhe auswählen können.

Täglich hören oder lesen Sie von den Prominenten, in deren Händen die großen Entscheidungen des Weltgeschehens liegen. Was sie sagen und tun, geht uns alle an. Die Namen dieser großen Männer sind Ihnen vertraut wie Ihr eigener, und von den Bildreportagen der Zeitungen und Wochenschaun wissen Sie, wie sie aussehen, sich kleiden und wie sie leben.

Sie werden ihnen immer wieder begegnen, und wenn Sie sich die kleine Mühe machen, sie genau zu betrachten, wird es Ihnen nicht entgehen, daß sie fast alle eine Armbanduhr tragen. Und diese Uhr ist in den meisten Fällen eine Rolex!

Die Tatsache, daß sich die höchste Prominenz der Welt bei ihrem verantwortungsvollen Handeln auf die Präzision einer Rolex verläßt, ist mehr als eine Empfehlung! Die Rolex wird diesen allerhöchsten Ansprüchen in jeder Weise gerecht.



ROLEX

Ein Markstein in der Geschichte der Zeitmessung

Die weltbekannten Tudor-Uhren sind eine Zweigfabrikation von Rolex-Genf.

Rolex Uhren AG. Genf/Schweiz (Gründer H. Wilsdorf) Rolex Uhren G.m.b.H., Köln/Rh., Burgmauer 6

Das ist die Erfüllung all Ihrer Fotowünsche: Eine weltberühmte Kamera von beispielhafter Präzision und überraschend einfacher Bedienung – eine Kamera, die es Ihnen möglichst macht, überall schnell und sicher zu fotografieren:

Leica

Wegbereiter der modernen Kleinbildtechnik

gestern

LEICA – eine Meisterleistung technischen Pioniergestes.

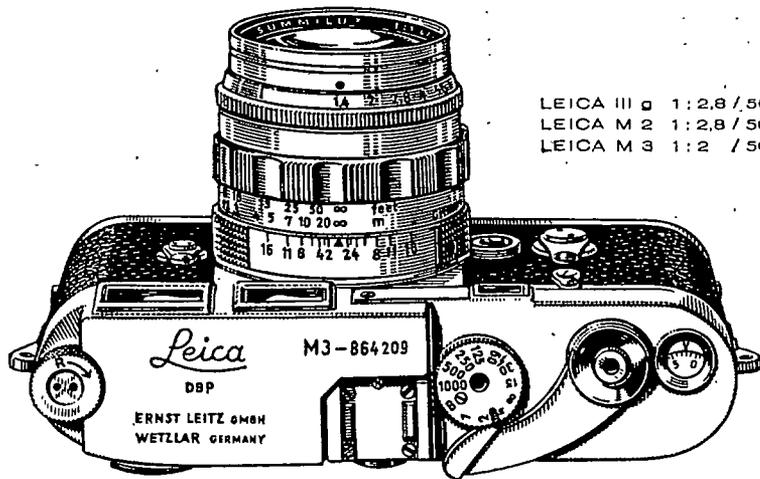
heute

LEICA – eine technisch vollkommene Kamera, von Grund auf modern, ohne je modisch zu sein. Sie repräsentiert einen eigenen zeitlosen Stil und behält deshalb stets ihren Wert.

morgen

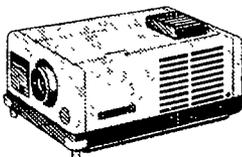
LEICA – die Kamera, die immer bleibt, was sie ist: die Erfüllung Ihrer Fotowünsche!

Verlangen Sie ausführliche Prospekte im Fotofachhandel.



LEICA III g	1:2,8 / 50	DM 554,-
LEICA M 2	1:2,8 / 50	DM 688,-
LEICA M 3	1:2 / 50	DM 994,-

MAN BLEIBT EIN LEBEN LANG BEI LEICA



... und für das vollendete Projizieren Ihrer Farbaufnahmen den Helmprojektor **pradovit** – mit dem Komfort der Automatik für Bildwechsel und Schärfeneinstellung – aus demselben Hause wie die LEICA.

Lassen Sie sich von Ihrem Fotohändler einmal unverbindlich Ihre eigenen Farbdias mit dem **pradovit** vorführen. Preis: ab DM 296,-

KULTUR

schläge machen, die diesem jungen Mann erlauben würden, in einer Provinzstadt, fern von seiner Mutter, einen Arbeitsplatz zu finden. Der Augenblick; wo er verantwortlich ist, ist der Augenblick, in dem er sich weigert, diesen Vor-schlag anzunehmen, und in dem er sich engagiert, dieses Leben zu zweit zu führen, das ihn zum Töten bringt. Im Falle der Politik ist es genau das gleiche: Es gibt Augenblicke, die „pünktlich“ sind, und in unserer heutigen Situation gibt es auch einen solchen Augenblick der Entscheidung . . .

SPIEGEL: In Frankreich?

SARTRE: In – in der Welt ebenfalls.

SPIEGEL: Wir haben in Deutschland . . .

SARTRE: Wir haben andere Probleme, aber die übrige Welt auch.

SPIEGEL: Wir haben in Deutschland die Definition des Theaters als einer moralischen Anstalt – von Schiller.

SARTRE: Ja.

SPIEGEL: In der antiken Tragödie hat der Held keine Alternative, weil er schuldig wird auf den Beschluß, auf eine Laune der Götter hin. Das Theater, als moralische Anstalt verstanden, mußte eigentlich dem Helden eine Alternative geben, anders zu handeln. Aber Franz Gerlach hat keine Alternative.

SARTRE: Nein, er hat keine Alternative – im Jahre 59. Er hatte eine im Jahre 44.

SPIEGEL: Franz ist also gewissermaßen bereits ein Toter, der überlebt hat.

SARTRE: In gewisser Weise, ja. Das wahre Problem ist eine Alternative trotzdem, aber das führt . . . Das wahre Problem jedenfalls besteht darin, ob Franz in der Degradierung weitergeht bis zu einem natürlichen Tode, der ihn mit siebzig Jahren ereilen kann, oder ob er eines Tages der Situation so, wie sie ist, gegenübertritt. Das heißt, ob er die Schlußfolgerungen aus seinem Tun und aus seiner Ohnmacht zieht.

SPIEGEL: Er sagt selbst: Sterben hat für ihn keinen Sinn, und die Tatsache, daß er in dem Stück stirbt, hat ebenfalls keinen Sinn.

SARTRE: Man hat mir vorgeworfen, daß ich ihn sterben lasse. Man hat gesagt: Warum lebt er nicht weiter, um sich loszukaufen? Aber das ist ziemlich absurd als Einwand. Wenn ein Bauer, verheiratet, Vater dreier Kinder, Soldat wird und nun in einem Krieg Exzesse begeht, dann zurückkehrt und wieder von den Notwendigkeiten seines Milieus aufgefangen wird, von der Pflicht, das Leben seiner Familie zu erhalten, so kann er sich langsam in einer Situation wieder zurechtfinden, die in der Tat eine neue Situation ist. Er hat es dabei nicht nötig, sich loszukaufen – für mich ist das Sich-Loskaufen eine religiöse Angelegenheit. Aber das Besondere in dem Fall von Franz ist: Er kann einfach nichts tun; er ist vorher ebenso ohnmächtig wie nachher – im Hinblick darauf, daß er ganz und gar dazu erzogen worden ist, ein Industriekapitän zu werden, und daß der Platz, für den man ihn bestimmt hat, nicht mehr vorhanden ist. Das heißt, Franz hätte dieser autoritative Chef des Familien-Unternehmens sein müssen in einer Epoche, wo der Besitzer wirklich Chef seines Unternehmens ist. Nun aber befindet er sich vor einer Art riesigem Kombinat, in dem er

nur noch eine zweitrangige Rolle spielen wird.

SPIEGEL: Er kann nur noch Briefe unterschreiben, die ein anderer für ihn aufgesetzt hat.

SARTRE: Natürlich hat er noch den Besitz, aber er hat nicht mehr die enorme Macht, die sein Vater zwanzig Jahre vorher besessen hat und die sein Vater dann verlor. Andererseits hat er solchen Stolz, hat er solche Schwächen in bezug auf andere Menschen — ich glaube, man nennt so etwas bei Ihnen „Kontakt-schwäche“ —, er hat auch so wenig Sinn für eine Gemeinschaft, ob sie nun sozialistisch oder wie immer sei, daß er zu nichts nütze ist. Nicht, weil er getötet oder gefoltert hat, begeht er Selbstmord, sondern weil er entdeckt hat, daß er nichts mehr tun kann. Seine Ohnmacht tötet ihn. Übrigens fragt ihn der Vater:

weil es sich eher um ein deskriptives Stück handelt.

SPIEGEL: Die Helden sind tot.

SARTRE: Ja, in beiden Fällen sind sie tot, und in beiden Fällen stellt das, wenn Sie so wollen, den „gestorbenen Teil“ von uns dar.

SPIEGEL: Franz kann nichts mehr tun. Aber können es die Zuschauer? Kann das Publikum sich loskaufen?

SARTRE: Ich habe Ihnen gesagt, daß die Ablösung von einer Schuld, das Loskaufen von einer Schuld, für mich nicht viel Sinn hat, weil ich nicht an die Reue glaube. Aber grundsätzlich kann sich ein Soldat, der aus Algerien heimkehrt, natürlich mit seinem Gewissen auseinandersetzen und dann zu einer Bewegung stoßen, zu einer Parteiorganisation zum Beispiel, die den Frieden in Algerien fordert. Er kann genau sagen, was er

und jeder war der Henker der beiden anderen — aber das ist eine ganz außergewöhnliche Situation. Die Leute haben übrigens sehr schlecht verstanden, was ich habe sagen wollen, denn man hat sich vornehmlich eingepreßt, daß die „Hölle“ die anderen sind — das wäre dann so, als wenn wir unsere Zeit damit verbringen müßten, ein jeder der Henker des anderen zu sein. Das ist aber keineswegs das, was ich sagen will.

SPIEGEL: „Die Hölle, das sind die anderen“ — der Satz ist ja aber wohl nicht als Aufforderung verstanden worden, nun umgekehrt den anderen ebenfalls das Leben zur Hölle zu machen.

SARTRE: Ich wollte an einer geschlossenen Situation zeigen, wie das schwächste Glied der Kette in Wirklichkeit ebenso wichtig ist wie alle anderen. Ich habe zu zeigen beabsichtigt, wie das Schicksal von Franz in dieser Geschichte von jedem der anderen abhängt, einschließlich der Entscheidungen des Schwächsten, Werner. Wenn der Bruder Werner sich nicht entschlossen hätte, aus Stolz und Eifersucht — gegen Ende des dritten Aktes — in der Familie zu bleiben, dann hätte es keinen vierten Akt gegeben. Vielleicht wäre Werner davongegangen, und Franz hätte sein Leben fortgesetzt, nicht wahr — aber die Eifersucht Werners zwingt seine Frau, nach oben (zu Franz) zu gehen und so weiter. Infolgedessen interveniert der Vater selbst bei Leni, und den Fortgang der Geschichte kennen Sie. Was ich zeigen wollte, vom Theatralischen her, ist eine Art Kreislauf der Handlung. Es dreht sich nicht (wie bei „Huis-Clos“) um eine Handlung mit drei Personen, deren Schema das Dreieck ist, sondern vielmehr um eine Handlung mit fünf Personen, eine Handlung, die kreist, und zwar so, daß sie die Verschiebung des Schicksals eines jeden zeigt. Jeder ist das Schicksal eines jeden.

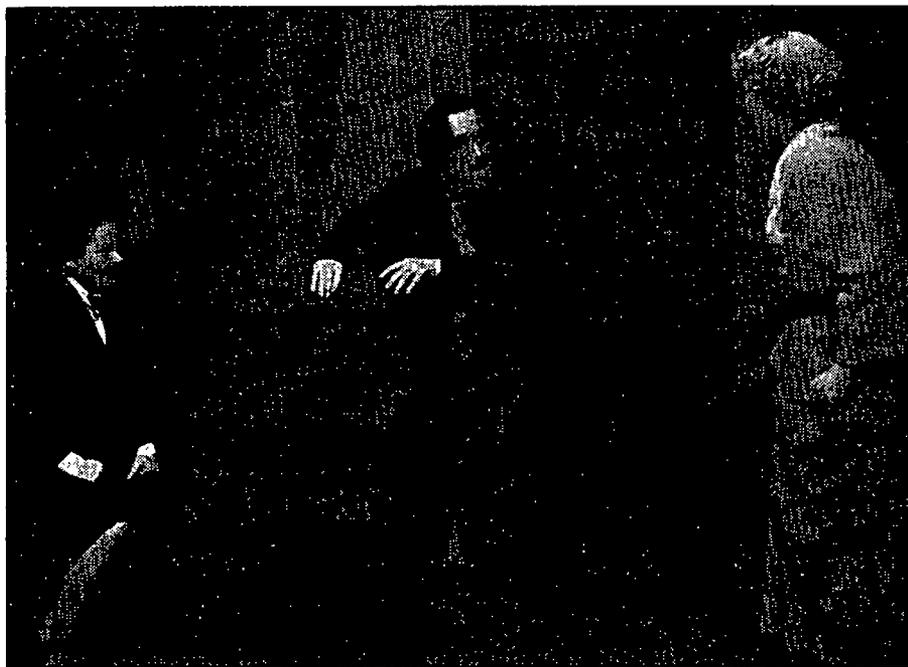
SPIEGEL: Also stellt die Familie schon in gewissem Sinne die Gesellschaft dar.

SARTRE: Hier repräsentiert die Familie die Gesellschaft.

SPIEGEL: Aber ausgerechnet der Schwächste von den fünf, nämlich Werner, hat vor unseren Augen als einziger die Freiheit der Alternative.

SARTRE: Ja. Das ist richtig. Aber wenn ich die Zeit gehabt hätte — nur wäre das Stück dann zu lang geworden —, hätte ich den Charakter Werners weiterentwickeln wollen. Denn so, wie er in dem Stück erscheint, wirkt er als der Schwächste und infolgedessen als ein Mittelmäßiger. Das ist keineswegs so. Hätte ich die Zeit gehabt, hätte ich ihn anders gemacht; ich hätte gewollt, daß er ein wahrhaft humaner Mensch ist, wenn er in Hamburg als Advokat lebt. Ich hätte gewollt, daß er bis zum Ende die Möglichkeit einer Wahl darstellt, daß er es ist, der die wirkliche Wahl ist: die Familie oder die Freiheit — aber dann zögert er, und ich möchte sogar sagen, bis zum Schluß. Seine Befreiung, gerade durch den Tod seines Vaters und seines Bruders, gibt ihm die Möglichkeit, sein Leben, sogar mit Johanna, neu zu überdenken. So wäre die Persönlichkeit Werners gewesen, wenn man mir fünf Stunden Spielzeit gegeben hätte. Aber es ist klar, daß man sie mir nicht geben konnte.

SPIEGEL: Herr Sartre, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Hamburger Aufführung „Geschlossene Gesellschaft“*

„Bist du noch zu etwas zu gebrauchen?“ Aber er ist zu nichts mehr zu gebrauchen.

SPIEGEL: Hat das Publikum eine Alternative?

SARTRE: In dem Stück? Ah ja, das ist eine andere Frage.

SPIEGEL: Wird es zu einer Entscheidung provoziert, zu einer moralischen Entscheidung, zu irgendeiner Entscheidung — angesichts von Personen, die nichts mehr tun, nichts mehr ändern können?

SARTRE: Wissen Sie, nach meiner Meinung ist dieses Stück nicht ganz der Typus „moralische Entscheidung“, es hat nichts von einer moralischen Entscheidung, viel weniger jedenfalls als meine vorhergehenden Stücke. Wenn Sie zum Beispiel „Die ehrbare Dirne“ nehmen: Sie muß wählen zwischen der Lüge und der Wahrheit...

SPIEGEL: Außer in „Huis-Clos“ („Geschlossene Gesellschaft“), wo auch niemand mehr wählen kann.

SARTRE: In „Huis-Clos“ gibt es keine Alternative. Und deshalb habe ich mein neues Stück mit „Huis-Clos“ verglichen,

denkt, und Zeuge werden — Zeuge seiner selbst ebenso wie Zeuge der anderen, er kann handeln. Und es kommt übrigens gerade auf die Art an, in der die Leute an den Frieden denken, wie sie sich gegenüber den Soldaten benehmen — das heißt, wenn sie sagen: „Ja, einverstanden, aber das muß jetzt anders werden, man muß Schluß machen. Du hast das getan, du bist vor diesem und jenem ausgewichen — aber das ist kein Grund, sich vom Leben zurückzuziehen.“

SPIEGEL: Der alte Gerlach hat in Ihrem Stück einen zweiten Sohn, Werner, Johannes Mann, der das Unternehmen erbt. Er wirkt nicht gerade sympathisch, aber er ist einer von denen, die sagen: „Das ist alles kein Grund, sich vom Leben zurückzuziehen.“

SARTRE: Was ich zu machen versucht habe — nach ein wenig komplexen Aufzissen —, ist zunächst, die Beziehungen von Menschen in einer bestimmten Situation aufzuzeichnen, zu zeigen, wie schließlich in dieser Gruppe ein jeder das Schicksal aller anderen ist. In „Huis-Clos“ war es anders: Das war eine Hölle,

* Von links: Hilde Krahl, Richard Lauffen, Edda Seipel.